

(Nachdruck verboten.)

27)

Das tägliche Brot.

Roman von C. Wiebig.

Schon als Kind hatte sie öfter geträumt, daß sie an einem Bonbon lutschte; dann hatte sie den Bittzettel im Munde gehabt. Das träumte sie jetzt wieder. Oder sie träumte von köstlichen Früchten, die dicht über ihr hingen — sie streckte die Hand aus — jetzt fiel sie ins Bodenlose. Oder sie fühlte Süßes zwischen den Zähnen, doch ehe sie es schlucken konnte, erwachte sie und hatte sich förmlich ins Kissen verbissen.

Als Berta nach Hause kam, hatte die gnädige Frau schon nach ihr verlangt. Sie eilte ins Zimmer und fand Herrn Leo bei der Mama in einem bequemen Armstuhl sitzen; Frau Seliger lag auf der Chaiselongue, das Schlüsselbörbchen hatte sie auf dem Majolikatischen neben sich, auf dem auch das Tablett mit den geleerten Tassen und dem ganzen Teeapparat stand.

„Gnäd'ge Frau wünschen?“ Berta blieb respektvoll an der Tür stehen, ein frischer kühler Duft wehte von ihr bis mitten ins Zimmer.

Herr Leo musterte sie.

„Berta,“ sagte die gnädige Frau erregt, „das ist doch schrecklich! Mir fehlt schon wieder etwas von dem Eingemachten; ich habe es doch heute mittag selbst fortgestellt. Jetzt, wo ich es fürs Abendbrot herausgeben will, meine ich ordentlich Fingerspuren darin zu bemerken. Ekelhaft! Ich bin ganz krank davon!“

Berta errötete tief. „Das ist mir furchtbar unangenehm, gnäd'ge Frau! Ich kann wirklich nicht dafür!“

„Das weiß ich, das weiß ich mein Kind! Aber ich muß Sie doch fragen. Ich bin ganz unglücklich — nein, daß die Menschen so sein können! Das ist nun schon die dritte Köchin in letzter Zeit! Sagen Sie, Berta, haben Sie irgendwie bemerkt, daß die neue unehrlich ist?“

Berta zögerte mit der Antwort.

„Ich hoffe doch, Berta, daß Sie mehr zu Ihrer Herrschaft halten, als zu den Diensthöfen. Sagen Sie mir ganz aufrichtig, was Sie denken!“

Das Mädchen bestete die schönen, blauen Augen auf die Herrin. „Ich weiß, was ich gnäd'ge Frau schuldig bin. Aber man möchte doch niemand verdächtigen. Ich habe die Marie für ganz ehrlich gehalten,“ — sie machte eine Pause, als ob sie überlege, und setzte dann rasch hinzu — „ich glaubte das auch noch. Ich weiß nicht, wie's zugeht, ich denke immer,“ — sie stockte.

„Nun, was denken Sie?“

Berta lächelte fein. „Gnäd'ge Frau müssen's nicht übel nehmen, aber gnäd'ge Frau haben so viel im Kopf, gnäd'ge Frau vergessen von einem Tag zum andren, was da im Schrank steht. Nicht mal unseriner kann sich das ja so genau merken!“

Der Sohn lachte. „Sehr richtig! Mama, ich bitte Dich, wird sich eine wohl so viel Umstände machen, in Deinem Schrank zu naschen, die draußen die Sachen selber kocht?“

Ein rascher, stuhiger Blick Bertas streifte den jungen Mann.

„Da mußt Du ganz wo anders suchen, Mama!“

„Ich bringe aber doch sehr vieles vom Konditor mit,“ beharrte Frau Selinger. „Neulich die petits fours waren von Hövell und jetzt das Eingemachte: französische Konserve von Lindstedt.“

Der Sohn warf ein Bein über das andere. „Na und wenn schon! Bagatellen, Mama!“

„Ich glaube auch, gnäd'ge Frau irren sich bestimmt,“ sagte Berta sehr ernsthaft. Und dann hob sie mit ihren schlanken Armen das schwere silberne Tablett mit Tafelgeschirr und trug es zur Tür. Aufmerksam hielt sie den Blick unter den goldigen Wimpern darauf geheftet; kein Löffelchen klirrte

14.

Silbergeklapper, Porzellaneklirr, Gläserklingen, Pfropfenknallen, feinste Esgerüche. Bei Selingers war Gesellschaft.

Berta eilte flüchtig wie der Wind vom Eszimmer in die Küche, aus der Küche ins Eszimmer. Nur ein Augenblick des Bögers vor der Tür, ein hastiges Umherblicken, dann ein Hineinfahren mit zwei spitzen Fingern in den künstlichen Aufbau des Koches, ein Hinunterhängen des glühenden Lederbissens, daß das Wasser in die Augen schoß und das Feuer im Magen brannte.

Bierzehn Tage hatte sich Berta gezähmt, die ungestillte Gier hatte sie fast krank gemacht; jetzt konnte sie nicht mehr widerstehen; Genießen, genießen!

Ihr Wangen glühten, ihre Augen glänzten. Es war ihr gelungen, hinter dem Rücken des Lohndieners, von dem süßen Wein zu nippen, der zur Suppe gereicht wurde; nun lauerte sie auf den Champagner.

Heute würde Frau Selinger nicht kontrollieren können. Welch unzählige Süßigkeiten zwischen den Blumen der Tafel! Es war nichts gespart: kandierte Früchte und Sahne-schokolade, petits fours und Kognakfrüchtchen. Eiszüßelchen und seidenbandumwundene Köstchen, Malagatrauben und französische Pfirsiche, sizilianische Mandarinen und kalifornische Ananas. Und in der Mitte ein Baumkuchen, wie ein Turm der Süßigkeit, mit knusprigen Boden, starrend in seinem Zuckerguß.

Bertas Augen schlossen sich halb und verschwammen, wenn sie ihn ansahen. Sie fühlte dann eine lähmende Willenslosigkeit, ein Eingeben ihres ganzen Seins; nur ein Wunsch war in ihr rege: „Dem da eine Zacke abbrechen, hineinbeissen, daß der Guß knirscht!“

Sie schüttelte sich. Sie seufzte tief.

Heute würden sie draußen in der Küche doch auch etwas davon abbekommen, es war ja so viel da!

Mit einem bösen Seitenblick schielte sie nach Frau Selinger, als diese nach aufgehobener Tafel, während die Gäste in den Salon gingen, zurückblieb, um die Süßigkeiten zu verschließen. Berta selbst mußte ihr noch Tellerchen und Schälchen zureichen. Sie stand hinter ihrer Herrin, die kaum die Schätze alle im Büfettschrank bergen konnte, und biß die Zähne aufeinander, während ihr das Wasser im Munde zusammenlief, und ballte die Linke zur Faust in den Falten des Kleides. Eine Wut erhob sich plötzlich in ihr, ein tödlicher Haß gegen die Herrin, die ihr eins nach dem andern entzog.

Gleich darauf hätte sie weinen mögen vor ungestilltem Verlangen. Sie mußte was davon haben!

Und dann half sie doch dem Lohndiener, dem armen Kerl, die Raschreste von den Tellern der Herrschaften für seine Kinderchen zusammensuchen; er hatte ihr erzählt, daß die immer sehnsüchtig auf seine Rückkehr harrten und weinten, wenn der Vater nichts mitbrachte.

Jetzt, als sie in ihrem Bette lag und nicht schlafen konnte, ärgerte sie sich über ihre Gutmütigkeit. In ohnmächtigem Grimm biß sie in den Bissel ihres Kissens. Wenn ihr der junge Herr nicht ein Glas Champagner gebracht hätte, so wäre ihr auch der entgangen. Aber so — plötzlich erheitert kicherte sie in sich hinein — so hatte sie gleich ordentlich was gekriegt, ein ganzes großes Wasserglas voll. Der ungewohnte Trank hatte sie nicht müde gemacht, im Gegenteil, sie wunderte sich, wie sie danach hatte schaffen können; die Arbeit flog ihr nur so unter den Händen.

Das Blut pridelte ihr in den Adern, sie fühlte ordentlich, wie es mit heißem, aufgeregtem Fluß in ihr auf und nieder wallte. In den Schläfen hatte sie ein Pochen, in den Ohren ein Säusen. Ha, war das drückend! Ungebärdig schleuderte sie die Decke von sich und saß mit einem Schwing auf dem Rand ihres Lagers; es tat ihr wohl, die glühenden Fußsohlen auf die kalte Decke zu stellen.

Der Gesellschaft wegen hatte man sie heute ausquartiert, ihr Zimmerchen neben Frau Selingers Schlafgemach war Garderobe geworden; so lag sie diese Nacht in dem kleinen Kästchen neben dem Eszimmer, in dem sonst Porzellan und Gläser auf den Borden aufbewahrt wurden.

So nah dem Eszimmer! Sie glaubte den Duft des Süßen durch die Tapetentür bis hier hinein zu spüren. Mit angehaltenem Atem sah sie da. Sie streckte den Hals vor und bohrte die Blicke in die Finsternis — drüben auf der

anderen Seite des Zimmers führte die Tür in die Stube des jungen Herrn. Der schlief.

Nichts zu hören! Aber stärker, immer stärker der süße Duft. Ja, das war der Kuchen, der so roch!

Sie blähte die Rafenslügel schnappernd auf und tat einen tiefen, zitternden Atemzug

Sie sah ihn noch auf der Tafel stehen, den Turm der Süzigkeit, mit seinen knusprigen Backen, starrend in seinem Zuderguß. Ach, nur eine Backe abbrechen, zerbeißen, daß der Guß knirscht!

Fest setzte sie die Zähne aufeinander.

Greifbarer, immer greifbarer erhob sich der Baumkuchen vor ihr. Sie konnte es nicht mehr aushalten. Wenn sie nun Licht anzündete, mal leise hineinginge?! Schon flammte ein Streichholz auf.

Es fröstelte sie. Schen sah sie sich um und warf rasch einen Hock über. Sie hatte doch Angst, aber die Bier war größer, es riß sie förmlich da hinein. Sie gab nicht einmal sonderlich acht, daß die Tür nicht knarrte.

Das Licht tröpfelte, sie merkte es nicht. Mit langer Schnuppe fladerte es und warf ihren Schatten riesengroß an die Wand.

Da war das Büfett. Nein, es war keine Einbildung, der Kuchen duftete durchs Holz! Durch jede Fuge kam ein Strom von Süzigkeit. Aufmachen — aufmachen! Eine Backe abbrechen, nur eine einzig!

Stedte der Schlüssel auch in der Erde am Bücherspind, der so bequem zum Büfett paßte?!

Wild fuhren ihre Augen umher. Wenn die Selinger den abgezogen hätte? Aber nein, der blieb ja immer stecken.

Gott sei Dank, sie hielt ihn in der Hand! Mit zitternder Gaß probierte sie ihn am Schlüsselloch des Büfettstranks; er schloß nicht gleich, sie war zu hastig; sie biß sich auf die Rippen — aber nun — ah, ah!

Auf ihrer Unterlippe perlte ein Tröpfchen Blut, flink leckte das Züngelchen es weg. Sie war wie berauscht.

Ein Lachen kam über ihre Lippen, ein halbblaues, unbefonnenes Lachen. Mit beiden Händen packte sie zu — da, eine Rade ab! Schon stopfte sie die in den Mund. Noch eine!

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Potenz.

Von Karl Kuhls.

„Ich kann nicht länger schweigen“, das Manifest des Grafen N. N. Tolstoi, „Die Geschichte der sieben Gehentken“ von Leonid Andrejew und die in den russischen Zeitungen sich tagtäglich wiederholenden Nachrichten über Blaturteile der russischen Kriegsgerichte ließen dem guten Fedor Iwanowitsch Tschetschilow keine Ruhe. Und nun war noch ein neues ungeheuerliches Todesurteil in Jekaterinoslaw, seiner Vaterstadt, gefällt worden, welches einen besonders schweren Eindruck auf ihn gemacht hatte. Es handelte sich um 92 Revolutionäre, die im Jahre 1905 die Jekaterinoslawer Eisenbahn „okkupiert“ hatten, und die endlich, nach fast dreijähriger Haft vor das Jekaterinoslawer Kriegsgericht gestellt worden waren. Von den 92 Personen waren 32 zum Tode durch den Strang, 12 zu lebenslänglicher Zwangsarbeit in den Bergwerken Sibiriens und die übrigen zur Zwangsarbeit von 5 bis 20 Jahren verurteilt worden. Was hatte also Tolstois menschenfreundliche, mutige Mahnung, was die erschütternde Erzählung Andrejews genützt? Wurde das grausige Urteil vollstreckt, so waren es nicht mehr sieben oder ein Duzend Gehentken, sondern sage und schreibe zweiunddreißig! Zweiunddreißig meist jugendlicher Heißsporne, die aus Liebe zu ihrem Vaterlande in einer Zeit gewaltiger politischer Gärung ihre Kräfte nicht richtig eingeschätzt hatten, die darauf jahrelang in den Kasematten des „heiligen Rußland“ gelegen und nun zur Strafe für ihre Vermessenhaftigkeit am eigenen Körper die entsetzliche Manipulation mit dem eingeseiften Strick erfahren sollten, die der alte Einsiedler von Jasnaja Poljana so eindringlich, so erschütternd zu schildern verstanden hatte!

Tschetschilow hatte sich in die Zeitungen vertieft, hatte bis spät in die Nacht hinein gelesen und war schließlich müde und matt geworden. Er hatte sogar eine Humoreske gelesen, eine wirkliche Humoreske, deren Lektüre ihm zu anderer Zeit entschieden einige heitere Augenblicke bereitet hätte. Heute hatte sie ihn gelangweilt und angeekelt. — 32 Menschen zum Tode verurteilt durch andere Menschen! Und die Richter bildeten sich vielleicht noch ein, daß sie gerecht gewesen, daß sie durch ihr drakonisches Urteil ihrem Vaterlande einen großen Dienst erwiesen! Von 92 waren es genau 32, die zum Tode verurteilt worden waren, also ungefähr der dritte Teil!

Mitternacht war längst vorüber und Tschetschilow sah ein, daß ihm alles Sinnen und Grübeln nichts nützen würde. Es war also entschieden das Beste, sich zu Bette zu legen und einzuschlafen. Er wollte sich aber vorher all der schrecklichen Vorstellungen entschlagen, die ihn so sehr quälten. Deshalb beschloß er, vor dem Schlafengehen noch einmal durch die nebenan gelegene Schultube zu gehen. Er wollte an seine kleinen lieben Jungen, an den morgigen Tag denken. Da sollten sie ihm auf der großen Wandtafel etwas vorrechnen. Ja, vorrechnen; denn der Rechenunterricht war ihm der liebste. — Freilich, die kleinen Bengel konnten er in seiner Elementarschule nicht sehr weit bringen. Er war froh, wenn er ihnen wenigstens die vier Spezies leidlich beigebracht hatte. Aber zu seinem eigenen Vergnügen hatte er sich in die mathematischen Wissenschaften mehr vertieft, als ein Volksschullehrer es nötig gehabt hätte. Und wenn er rechnen konnte, so war er glücklich, so vergaß er alles.

Als er sich endlich zu Bette gelegt und die räuherige Petroleumlampe ausgelöscht hatte, suchte er seine ganzen Gedanken auf seine geliebte Rechenkunst zu konzentrieren. Aber während er an die vier Spezies und an seine kleinen Schüler dachte, kamen ihm die Ziffern 92 und 32 unaufhörlich in den Sinn. Er wollte versuchen, sie im Gedanken umzuführen und wiederholte einige Male halblaut: „29, 29, 29, . . . 23, 23, 23“ . . . aber es nützte alles nichts! Von 92 waren 32 zum Tode verurteilt worden. Warum waren es gerade 32? Warum hatte man nicht, um runde Rechnung zu machen, gerade den dritten Teil für den Galgen bestimmt? — Ach so, ja, 92 läßt sich nicht durch 3 restlos teilen. Das hätte 30⅔ Personen gegeben, und zwei Drittel hätte man doch nicht hängen können. Oder man hätte schon einen mehr festnehmen sollen! Dann wären es 93 gewesen. In diesem Falle hätte man also, wenn es sich genau um den dritten Teil handeln sollte, doch nur 31 hängen dürfen! Die Rechnung stimmte also nicht! Also der dritte Teil . . . Oder was daselbe ist: Man nimmt den dritten Teil, multipliziert mit 3 und erhält 93. Ja, wenn es nur 31 wären, aber es sind ja 32! 32×3 gibt aber stets 96! Na, solch eine Rechnerei! — „Ich will einmal annehmen“, dachte er, „es wären nur drei Hauptschuldige! Drei Hauptschuldige im Namen des Vater, des Sohnes und des Heiligen Geistes! Die Drei ist ja bei uns eine heilige Zahl! Und dann brauchte man nur zu rechnen: 3×3=9; 3×9=27 . . . 27 . . .“ Er träumte schon fast, als ihm die Zahl durch den Sinn ging, schreckte aber auf, drehte sich auf die andere Seite um und versuchte wiederum einzuschlafen.

Und dabei tanzte ihm die Zahl 27 unaufhörlich vor Augen! „Gottseidank, das wäre doch etwas weniger wie 32! Und dann rechnet es sich auch so schön: 3×3×3×3 . . . Aber wieso denn? Das stimmt ja wieder nicht! Es waren ja nur 3 Rädelstührer im Namen der Heiligen Dreieinigkeit!“ — Und nun sieht er die 3 Schuldigen leibhaftig vor sich. Man hat sie gefesselt vor das Kriegsgericht geführt. Männer, die im Kampf mit dem Feinde Gelddemut beweisen sollen, sitzen hier im Rock des Jaren und halten Gericht über 3 Wehrlose, und ein alter Obrist mit alkoholverschwommenen Augen liest das entsetzliche Todesurteil. Aber die 3 Verurteilten lachen. — Wahrhaftig, sie lachen! Und einer von ihnen sagt zum Richter: „Laßt ihr uns hängen, so werdet ihr nächstens 3×3 zu richten haben; denn wir vermehren uns in der Potenz!“

Der Richter hatte das Wort offenbar nicht recht verstanden. „In der Potenz?“ fragte er. „O, Du, Schulmeisterchen, Du bist ja auch hier! Sag mal, was ist das für ein Ding, eine Potenz?“ „Eine Potenz, eine Potenz,“ stammelte Tschetschilow furchtsam, „eine Potenz . . .“

„Ja, eine Potenz,“ brüllte der Vorsitzende des Richterkollegiums, „und wenn Du nicht schnell antwortest, so lassen wir Dich ebenfalls hängen!“

Tschetschilow war ganz eingeschüchtert und zitterte wie Espenlaub.

Er erklärte dem Richter, so gut er konnte, was eine Potenz sei, und wie man eine Ziffer in die erste, zweite, dritte usw. Potenz erheben könne.

Während die Richter den Ausführungen des Lehrers mit größter Aufmerksamkeit folgten, schien der Vorsitzende sich plötzlich auf etwas zu besinnen.

„Herr Wachtmeister,“ rief er einem der uniformierten Wächter der drei Verurteilten zu, „wir haben keine Zeit zu verlieren, und da wir gerade eine Sitzung halten, so wäre es am besten, recht viele Fälle auf einmal zu erledigen. Denn Richter zu sein, ist gar nicht so einfach! Und da einer der Verurteilten sagte, daß anstelle dieser drei gleich neun Mann abzuurteilen wären, so könnten wir ja außerordentlich viel Zeit sparen, wenn Sie die Exekution sofort ausführen ließen. Infolge der sehr wertvollen Aufklärungen des Herrn Volksschullehrers wollen wir uns inzwischen beraten!“

„Zu Befehl,“ rief der Wachtmeister dem Herrn Oberst zu, und im nächsten Augenblicke war er mit den drei Verurteilten verschwunden.

Die Richter zogen sich inzwischen in einen Nebenraum zurück, da sie einen wichtigen Vorschlag ihres Herrn Vorsitzenden beraten wollten.

Schon nach einigen Minuten kehrten sie in den Saal zurück, und fast gleichzeitig betraten neun Geseffelte, denen man es auf

dem ersten Blick ansehen konnte, daß sie Revolutionäre waren, den Saal, in Begleitung von Gendarmen, die blank gezogen hatten. „Sehen Sie,“ flüsterte der Oberst einem der uniformierten Richter zu, „war es nicht genial von mir, daß wir uns zurückzogen? Nun ist das Urteil schon fertig, noch ehe es notwendig war, dieser neun wegen eine lange Untersuchung einzuleiten!“

Nach diesen Worten erhob er sich von seinem Sessel, nahm eine ernst-feierlich-würdevoll-streng-mitleidige Miene an und las, während es im Saal totenstill geworden war, das Todesurteil über die Staatsverbrecher der ersten Potenz. Nach Verlesung des Urteils gab er Befehl, es auch sofort zu vollstrecken.

„Nicht wahr,“ rief er durch seine Wille blinzeln Tschetschikow zu, „ein summarisches Vorgehen ist doch gut!“

„Aber wenn dabei Unschuldige . . .“ wagte der Schulmeister fürchtlich einzuwenden.

„Unsim! Ist ja gar nicht möglich! Die drei Rädelsführer sagten ja ausdrücklich, daß sie sich in der Potenz vermehrten. Diese neun waren also ganz zweifellos ebenfalls Revolutionäre! — Ich freue mich schon auf die zweite Potenz. Wenn das so fort geht, so werden wir schließlich alle die Unruhestifter, alle die Feinde des Vaterlandes, des Zaren und unserer heiligen rechtgläubigen Kirche los. — Doch ich hätte bald vergessen: Wir müssen uns ja beeilen, um das Urteil für die Schuldigen der zweiten Potenz in die geeignete Form zu bringen!“

Nach diesen Worten verließ er mit seinen Beisitzern abermals den Sitzungssaal, um schon nach wenigen Augenblicken zurückzukehren. Gleichzeitig wurden die Missetäter in zweiter Potenz, 27 an der Zahl, in den Saal geführt.

Der Richter rief sich vor Vergnügen die Hände, verlas das Todesurteil, ließ die Verurteilten zum Galgen führen und forderte seine Kollegen auf, ihm wiederum ins Beratungszimmer zu folgen, um das Urteil für die Missetäter der dritten Potenz abzufassen.

Dieses summarische Vorgehen der Richter wiederholte sich noch zweimal. Da meldete der Wachtmeister, daß nicht alle Verhafteten im Saale Platz hätten.

„Wieviel sind es?“ fragte der Oberst.

„729!“ lautete die prompte Antwort des Wachtmeisters.

„Und die wievielte Potenz?“ wandte der Herr Vorsitzende sich an den Schulmeister.

„Die fünfte!“ lautete kaum hörbar Tschetschikows Antwort.

„So, so, so!“ brummte der Richter vor sich hin, „dann will ich dieses Urteil noch schnell verlesen, die Galgen zum Galgen führen lassen, und dann machen wir eine Pause. Ich habe Hunger; wir sind ja auch nur Menschen; wir wollen doch auch leben! — Uebrigens,“ — wandte er sich an den Schulmeister, „sage mir doch mal, Tschetschikow, weißt Du nicht, wie lange noch der Vorrat an Galgenmaterial reichen wird?“

„Wie kann ich das wissen? Das wird man wohl ausprobieren müssen!“

„Hm, Du glaubst wohl, daß wir unsere Zeit gestohlen haben? Pst, da fällt mir etwas ein: Wie lange hat es eigentlich gedauert, bis wir zur fünften Potenz kamen?“ Er sah nach der Uhr. „Etwa zwei Stunden! Gut! Das Frühstück dauert etwa eine halbe Stunde, und dann arbeiten wir zum Wohl des Vaterlandes in Anbetracht des guten Zweckes noch ganze sechs Stunden. Sage mal Tschetschikow, bis zur wievielten Potenz kommen wir dann ungefähr?“

„Bis zur fünfzehnten oder sechzehnten!“

„Sagen wir schon bis zur sechzehnten. Wir werden uns beeilen! Ich lasse die Urteile auf Vorrat schreiben. — Doch was ich sagen wollte: Also heute kommen wir bis zur sechzehnten Potenz. Das macht?“

„Das muß ich erst ausrechnen, Herr Oberst. Ich habe leider meine Logarithmen nicht bei der Hand. Da würde es schneller gehen!“

„Deine Logarithmen? Hm! Hm! Von einer solchen Rechenmaschine habe ich bisher nichts gehört!“

„Das ist keine Rechenmaschine, das sind Tabellen, mit deren Hilfe sich solch große Zahlen schnell und sicher berechnen lassen, ohne daß man jedesmal zu multiplizieren braucht.“

„Ist das möglich! Das wäre ja eine großartige Erfindung! Die hat gewiß unser liberaler Herr Ministerpräsident ausgedacht. Jetzt verstehe ich auch, weshalb er unseren Kriegsgerichten vorgegeschrieben, daß Urteil und Exekution dem Verbrecher auf dem Fuße folgen sollten! Also hol Dir mal schnell die Logarithmen zur Hand. Bis wir gefrühstückt haben, mußt Du aber zurück sein, verstanden?“

Tschetschikow beekelte sich, den Befehl des gestrengen Herrn auszuführen und war noch viel eher da, als die Herren Richter von der Frühstückstafel.

Endlich erschien der Gerichtshof und Tschetschikow erhob sich zitternd von seinem Sitz.

„Nun?“ fragte der Oberst drohend, „hast Du die Logarithmen gebracht? Also die sechzehnte Potenz! — Was macht das aus?“

„Herr Richter, es reicht nicht,“ sagte der Lehrer tonlos.

„Es reicht nicht? Was reicht nicht? Ich sehe doch eine Unmenge Zahlen!“

„Ja, ja, die Zahlen reichen schon, Herr Oberst, aber die Menschen, es sind zu wenig Menschen da!“

„Das wäre ja ganz wunderbar!“ Er rief sich schmutzeln die Hände. — „Dann wird es doch endlich einmal im Lande ruhig

werden. Du rechnest aber wohl nur unsere Zetaterinoslawer Revolutionäre, die wir nicht einlocken konnten?“

„Es reicht nicht, es reicht nicht,“ stammelte Tschetschikow nur unaufhörlich.

„Hast Du auch Weiber und Kinder mitgerechnet? — Die müssen auch daran glauben, denn wenn die Weiber keine Kinder mehr bekommen und man d. Kinder nicht unnützerweise großwachsen ließe, so gäbe es auch keine Revolutionäre!“

„Es reicht nicht, es reicht nicht,“ wiederholte Tschetschikow mit leisem Gewimmer.

„Mensch, mache mich nicht rasend! Hast Du alle, die in Betracht kommen, mitgerechnet, auch Dich selbst?“

„Herr Richter, auch Sie und auch den Zar, aber es reicht nicht, es reicht nicht!“

„Du bist wohl nicht recht gescheit, mich und den Zar mitzurechnen! Es scheint mir, Du verstehst nicht zu rechnen, Kerl! Und jetzt sage mir, wieviel die sechzehnte Potenz ausmacht! Aber wehe Dir, wenn Du einen Fehler machst!“

„129, 140, 163!“ stammelte Tschetschikow.

„Großartig, großartig,“ rief der Oberst erfreut, „dann räumen wir mit einem Male ordentlich auf!“

„Aber es reicht doch nicht!“ winselte Tschetschikow.

„Es muß reichen!“ brüllte der Richter, so daß die Wände zitterten. „Oder glaubst Du wohl mich dumm zu machen? Wenn wir 129 Millionen und so und so viel Tausend hängen lassen, dann ist es mit der Revolution ein für alle Mal zu Ende!“

Wiederum ertönten des Schulmeisters wimmernde Worte: „Es reicht nicht, es reicht nicht!“

„Wie kommst Du dazu, so etwas zu behaupten?“ schrie der Oberst blau vor Wut.

„Ach Herr Oberst, wir haben ja nur etwa 120 Millionen Einwohner in Rußland, Mohammedaner und Juden miteingerechnet! Es fehlen also über neun Millionen!“

„Hm, hm!“ jagte der Oberst verlegen, „daran habe ich allerdings nicht gedacht! Wer zählt auch gleich das ganze lumpige Volk!“

„Herr Vorsitzender“, wandte sich nun einer der Beisitzenden an den in ein verlegenes Schweigen versunkenen Obersten, „gestatten Sie, daß ich Ihnen in dieser schwierigen Lage einen Rat gebe! Wenn man in der Not ist, soll man sich stets an seine guten Freunde wenden. Und unsere besten Freunde sind die Franzosen! Sie werden entschieden ein Einsehen haben und uns in unserer Not helfen!“

„Tatatata, ich verstehe, was Sie meinen,“ unterbrach ihn der Vorsitzende freudestrahlend. — „Wir brauchen uns also nicht im mindesten stören zu lassen. Es kommt nun fürs erste die sechste Potenz an die Reihe. Da Tschetschikow aber entschieden ein paar Rechenfehler gemacht hat, soll er schon jetzt daran glauben, damit er sich nicht allzu lange mit Todesangst zu quälen braucht! . . .“

„Herr Oberst, Herr Oberst! . . .“ stöhnte der Schulmeister entsetzt, während ihm der Angstschweiß auf die Stirn trat.

„hängt ihn!“ kommandierte der Oberst, „und dann machen wir gleich schon jetzt bei unseren lieben Freunden, den Franzosen eine — Anleihe!“

Inzwischen hatten sich ein paar Häcker auf Tschetschikow geworfen, um ihn zum Galgen zu führen, aber er wehrte sich voller Verzweiflung so lange, bis er vom Obersten einen solch heftigen Schlag auf dem Kopf erhielt, daß er davon — erachte.

Die Sonne war schon aufgegangen, Tschetschikow wachte sich den kalten Schweiß von der Stirn und dankte Gott, daß alles nur ein Traum gewesen war. Da fielen seine Blicke auf die Zeitung, die man ihm soeben gebracht hatte. Nach alter Gewohnheit blickte er zuerst auf die Telegramme. Doch was war das? Dort stand es ja groß und breit gedruckt: „Der Erfolg der russischen Anleihe in Frankreich hat alle Erwartungen überstiegen!“

„Und hängen lassen werden sie sich auch noch!“ murmelte Tschetschikow vor sich hin, indem er sich eilig ankleidete, um in die Schule zu eilen und seinen ungeduldigen Schülern ein Rechenexempel aufzugeben.

Neue Anwendungen des Eisenbetons.

Zu den wenigen Bauwerken, bei denen die Anwendung des Eisenbetons gewissen Beschränkungen unterworfen ist, gehören in erster Linie Schornsteine, hauptsächlich Fabrikshornsteine. Eisenbeton ist nur solange feuerbeständig, bis die Zerfalltemperatur erreicht ist. Die Wärmeleitung der beiden Substanzen des armierten Betons — Beton und Stahl — ist sehr verschieden, und infolge der hierdurch eintretenden Temperaturverschiedenheiten ist ein Zerfall des Betons sehr wohl möglich. Auch die Zusammensetzung der Schornstein durchziehenden Gase beeinflusst dessen Lebensdauer. Enthält die verbrannte Kohle viel Schwefel, so werden selbstverständlich die sich entwickelnden Rauchgase sehr viel schweflige Säure enthalten, die den Beton nicht unerheblich angreifen dürfte. In den Vereinigten Staaten, wo die Schornsteine im Allgemeinen nicht so hohen Temperaturen ausgesetzt sind als bei uns, ist schon mehrfach Eisenbeton als Baumaterial für Fabrikshornsteine verwendet worden. Die bisher vorgeschlagenen Systeme sind jedoch, trotz der hierbei erzielten wirtschaftlichen Vorteile, zu keiner umfangreichen Anwendung gekommen, was wohl darin seinen

Grund haben dürfte, daß die durch die notwendige Anbringung einer Verschälung an Ort und Stelle entstehenden Kosten alle sonstigen Vorteile illusorisch machen. Zwei belgischen Konstrukteure ist es nun gelungen, ohne Verschälung und ohne äußeres Gerüst beim Bau der Eisenbetonschornsteine auszukommen. Das Neue an der Bauart besteht darin, daß der Schornstein aus einzelnen Betonblöcken von meistens 25 Zentimeter Höhe zusammengesetzt wird. Jeder Block ist an dem einem Ende mit einem gefurchten Vorsprung versehen, der über den des darunter befindlichen Blockes zu liegen kommt, und mit diesem wie mit denen der übrigen Schichten eine senkrechte Rinne bildet; in diese wird dann eine an der ganzen Höhe des Schornsteins entlang laufende und im Sockel sowie im Fundament verankerte Längsarmierung verlegt. Außerdem ist im oberen Teil einer jeden Blocklage eine Querarmierung in Form eines in eine Rinne eingelegten Verstärkungsringes angebracht. Das Gießen der Blöcke geschieht entweder in der Fabrik oder an Ort und Stelle; infolge der Eisenarmierungen können sie jede Beanspruchung (während des Transportes) sehr gut aushalten. Das Montieren der Blöcke geht sehr schnell und vor allem ohne äußeres Gerüst vor sich: Die Arbeiter befinden sich im Innern des Schornsteins, nehmen die Betonblöcke entgegen, setzen sie zu ungefähr zwölf in einer Lage aneinander, betonieren die 25 Zentimeter hohe Rippe ein und stellen die Fuge für die nächste Lage her. Die Schornsteine enden oben in eine Klappe und einen Gußisenkranz, der mit den bis auf die Schwelle reichenden Längsarmierungen in Verbindung steht und daher die Anwendung eines besonderen Ableiters überflüssig macht. Wenn sich der Eisenbetonschornstein aus irgend einem Grunde, beispielsweise unter der Einwirkung eines Sturmes oder einer Bodenensenkung, zur Seite neigen sollte, würde er nicht wie ein Ziegelschornstein einstürzen und könnte stets mit geringen Kosten wieder aufgerichtet werden. —

Im Eisenbetonoberbau verwendet man den Eisenbeton mit Erfolg zur Herstellung von Querschwellen. Die, kürzlich dem ungarischen Ingenieur Brudner patentierte Schwelle hat einen annähernd trapezförmigen Querschnitt, dessen untere Breite etwa dreimal größer ist als die obere. Zur sicheren Lage im Bettungsgerüst wird sie an ihrer unteren Seite leicht ausgehöhlt. Die Armierung erfolgt sowohl an der oberen wie an der unteren Seite der Schwelle durch parallel zu ihrer Längsachse eingelegte Rundstähle. Die Befestigung der Schienen an den Schwellen erfolgt mittels Schwellenschrauben, zu deren Aufnahme in den Beton der Schwelle eingelassene Holzdübel dienen. Diese stellen abgestumpfte Pyramiden dar und sind so in die Schwelle einbetoniert, daß ihre kleine Schnittfläche nach oben gekehrt ist. Beim Anziehen der Schwellenschrauben gegen den Schienenfuß drücken sich daher die nach oben verjüngenden Flächen des Dübels fest gegen den Beton der Schwelle, wodurch das Loswerden des Holzes im Beton wirksam verhindert wird. Der Hauptvorteil der Eisenbetonschwelle besteht in ihrer außerordentlichen Druckfestigkeit und der fast unbegrenzten Dauerhaftigkeit. Ein weiterer Vorzug ist ihre Unverwundbarkeit, ebenso wie die Schwellen auch Frosteinwirkungen gegenüber unempfindlich sind.

Daß Beton an und für sich schon für Schiffsbauten in Frage kommt, geht daraus hervor, daß diese Substanz in der ständigen Berührung mit Wasser immer mehr erhärtet. Die Betonmasse selbst leistet zwar Druckwirkungen erheblichen Widerstand, ist aber ständigen Spannungen und noch mehr unermittelten Stößen gegenüber nicht genügend widerstandsfähig. Die Vereinigung von Beton und Eisen im Eisenbeton vermag jedoch neben der absoluten Feuerbeständigkeit allen diesen Ansprüchen voll und ganz zu genügen. Beim System des italienischen Ingenieurs Gabellini wird das zur Verstärkung dienende Gerüst aus Eisenstäben den Spannungen entsprechend angeordnet und mit einem Metallnetz bedeckt, das seine Wirkung durch Verteilung auf eine größere Oberfläche ergänzt und die einzelnen Teile der Masse in wirksamster Weise verbindet, so daß ein Loslösen einzelner Schichten nicht zu befürchten ist. Interessant ist das beim Stapellauf der Eisenbetonschiffe eingeschlagene Verfahren: Die Schiffe werden nicht, wie gewöhnlich, auf einer schiefen Ebene am Flußufer fertiggestellt und dann ins Wasser gelassen, sondern auf einem gewöhnlichen Schwimmdock, gleichfalls aus Eisenbeton, gebaut. Sobald alles zum Stapellauf fertig ist, werden die Kästen des Schwimmdocks an dem einen Ende zum Sinken gebracht und hierdurch die erforderliche Neigung hergestellt.

Gabellini hat bereits eine ganze Anzahl Schiffe, sowie Bootshäuser, Chaiffons usw. nach seinem System, das neuerdings noch einige Verbesserungen erfahren hat, gebaut. Die italienische Marineverwaltung hatte bei dem ersten im Jahre 1906 bestellten Boot aus Eisenbeton sehr schwierige Abnahmeversuche zum Beweise seiner Seetüchtigkeit verlangt. Das Vorderende des Schiffes sollte nämlich den Aufprall eines weit größeren Panzerschiffes standhalten. Dieser Versuch wurde in befriedigender Weise zu Ende geführt; der Aufprall richtete trotz seiner Heftigkeit keinerlei Schaden an. Infolge der Eisenverstärkung bricht die Betonmasse bei plötzlichen Stößen nicht, sondern erfährt eine elastische Deformation, um nach Aufhören der Beanspruchung sofort ihre frühere Form wiederzuerlangen. —

Welche außerordentliche Widerstandsfähigkeit der Eisenbeton besitzt, zeigen die gleichfalls von Gabellini vorgenommenen Ver-

suche an Panzerplatten aus armiertem Beton. Die Platten bestanden aus übereinanderliegenden Schichten von Eisenverstärkungen mit dazwischen angebrachten Betonlagen. Die angestellten Versuche erbrachten den Beweis dafür, daß diese Eisenbeton-Panzerplatten einen ebenso hohen Widerstand besitzen, wie Stahlplatten.

Einen weiteren Versuch zur Veranschaulichung der hohen Widerstandsfähigkeit von Eisenbeton machte Gabellini, indem er eine Betonplatte von 20 Zentimeter Seitenlänge installierte, in die kurz vor dem Festwerden ein Eisenstab hineingestoßen worden war. Als der Beton fest war, bemühte man sich vergebens, den Eisenstab durch Hammerschläge herauszutreiben. Die Wirkung von Zugkraft wurde dann in der Weise festgestellt, daß man den Eisenstab an einen Rahmen hing, und an den Betonblock Gewichte von etwa 600 Kilogramm anbrachte. Trotzdem er viele Monate lang dieser ständigen Zugkraft ausgesetzt war, gab der Block nicht im geringsten nach, und der Eisenstab war am Schluß des Versuches ebenso fest in den Beton eingebettet wie am ersten Tage.

Kleines feuilleton.

Kunst.

Albrecht Dürer in seinen Briefen von Oberbibliothekar Markus Zuder (Druck und Verlag von V. G. Leubner in Leipzig und Berlin). Ein sehr interessantes und reichhaltiges kleines Buch, das erheblich mehr bietet, als sein Titel verspricht. Wir lernen aus diesen Briefen nicht nur den großen Nürnberger Meister als Künstler und Menschen intimer kennen, sondern wir gewinnen auch zugleich ein klares und farbenreiches Bild vom Geistesleben der deutschen Renaissance- und Reformationszeit. Die Briefe, die Dürer aus Venedig an seinen Freund, den Nürnberger Gelehrten und Staatsmann Willibald Pirckheimer schreibt, charakterisieren deutlich und lebendiger, als es irgendeine geschichtliche Darstellung vermag, den gewaltigen Unterschied zwischen der damaligen italienischen und der deutschen Kultur. „O wie wird mich nach der Sonnen frieren! Hier bin ich ein Herr, daheim ein Schmarotzer“ — seufzt beim Abschied von Venedig der größte deutsche Maler jener Zeit, der von den geldstolzen Pfefferkäden seiner Vaterstadt nicht als ebenbürtig angesehen wurde. Ueber Dürers Malweise und Kunstanschauung, über die Art, wie er seine Tafeln und Silberrahmen herrichtete, über sein geschäftliches Verhältnis zu den Auftraggebern, über seine Stellung zu Martin Luthers und der Reformation und anderes mehr erhalten wir zahlreiche Kunst- und kulturhistorisch wertvolle Aufschlüsse. Eine ausführliche Einleitung orientiert über Dürers Leben und Schaffen, und die den einzelnen Briefen vorausgeschickten Erklärungen machen jedes behandelte Detail und jede Anspielung verständlich. Die Lektüre vermischt wegen des altfremden Dialekts anfangs einige Schwierigkeiten, aber man fesselt sich bald ein und findet sich dann mit Hilfe der erläuterten Fußnoten leicht zurecht. Das 8 Bogen umfassende und mit 19 guten Abbildungen (Reproduktionen Dürerischer Gemälde, Studien, Zeichnungen, Holzschnitte usw.) geschmückte Buch kostet in solidem Leinenband 2 M. J. S.

Meteorologisches.

Die Sturmwarnungen vom Atlantischen Ozean. Sowohl in England wie in Deutschland ist mit der Marconigesellschaft ein Abkommen getroffen worden, das gleichzeitig die bedeutendsten mit Vorrichtungen für drahtlose Telegraphie ausgestatteten Dampferlinien umfaßt und die Uebermittlung von Wetternachrichten aus dem Gebiete des Atlantischen Ozeans vorzieht. In England waren es das meteorologische Amt und in Deutschland die Seelwarte in Hamburg, die dem Abkommen beigetreten sind. Für die Wettervorhersage wird dieser Nachrichtendienst von außerordentlich großer Bedeutung sein. Naturgemäß sind Westeuropa und namentlich die Küstenländer ganz besonders daran interessiert, zu erfahren, wie die Luftdruck- und Windverhältnisse über dem Atlantischen Meere sind. Besonders England hat von der Einrichtung erhebliche Vorteile zu erwarten. Es hat sich dort bisher der große Uebelstand gezeigt, daß die Wetterwarten, obgleich sie in großer Anzahl an der Küste verteilt sind, in kritischen Fällen nicht selten versagten und das Herannahen gefährlicher Stürme nicht zu melden vermochten. So haben häufig unheilvolle Cyclone den Kanal und seine Küsten überfallen, ohne daß ihre verderblichen Wirkungen durch rechtzeitige Warnungssignale verhindert wurden. Man weiß in Fischerkreisen und unter den Seeleuten der englischen Westküsten sehr wohl, daß die Warnungen des meteorologischen Amtes nicht besonders wertvoll sind. Sie kommen gewöhnlich zu spät, d. h. nicht viel früher als das Unwetter selbst. Wenigstens gilt dies für die Westküste des Landes, doch ist im Süden und Osten oft genug derselbe Fall eingetreten. Diesem Uebelstande abzuhelfen, ist die drahtlose Telegraphie ein vorzügliches Mittel. Insbesondere die Westküste Großbritanniens wird das vorteilhaft verspüren. Es ist auch eine Zentralstelle in London errichtet worden, wo die verschiedenen drahtlosen Telegramme zusammenzutreffen, um von dort aus einen Ueberblick über das Gesamtgebiet zu ermöglichen.